



Heiko Reisch

Kleine Geschichte der Philosophie



Springer

Kleine Geschichte der Philosophie

Heiko Reisch

Kleine Geschichte der Philosophie

 Springer

Heiko Reisch
Frankfurt, Deutschland

ISBN 978-3-658-16236-8 ISBN 978-3-658-16237-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-16237-5

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Lektorat: Frank Schindler

Titelbild: Abstract polygonal space low poly dark background © teerawit / Fotolia

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Für Sabine, Luis, Jörg und Barbara

Inhalt

Einleitung	1
Philosophie in der Antike:	
In Europa erwacht das Denken des Denkens	7
Vorspiel	8
Griechenland – Besondere Bedingungen für Theorie	9
Vorsokratiker – Allgemeine Prinzipien statt Dichterwahrheiten	15
Sokrates – Fragwürdigkeit des Scheinwissens	23
Platon – Ewige Ideen gegen vergängliche Körper	24
Aristoteles – Sammeln, Sortieren und die Aufwertung von Erfahrung	37
Epikur – Glück durch Rückzug in private Freundschaften	45
Zenon – Pflichtgefühl und Leidenschaftslosigkeit	46
Römer – Rhetorik statt Philosophie	48
Philosophie im Mittelalter:	
Theologie beherrscht das ganze Denken	51
Vorspiel	52
Spätantike und Mittelalter – Jenseitsorientierung als Bruch mit der Antike	53
Christliche Philosophie – Mönche kassieren die Philosophie ein	55
Bildungsverlust – Auswanderung des Wissens in den Osten	60
Plotin – Abwendung vom Diesseits	63
Augustinus – Gottesstaat und gerechte Kriege	66
Boethius – Wirklichkeit von Begriffen	72
Mittelalterliche Universitäten – Rückkehr der aristotelischen Logik	74
Anselm von Canterbury – Gottesbeweis aus dem Begriff heraus	77

Thomas von Aquin – Ausufernde Versöhnungsversuche	79
Universalien – Phantasie und Wahrheit	83
Auflösungssymptome – Scholastik am Endpunkt	85
Roger Bacon – Glauben, Denken, Erfahrung	85
Meister Eckhart – Auf dem mystischen Weg zum Nichts	86
Nikolaus von Kues – Unzulänglichkeit endlicher Begriffe	87
Philosophie der Neuzeit und Aufklärung: Ein Neustart	91
Vorspiel	92
Neuzeit – Besondere Bedingungen für ein neues Menschenbild	93
Neuzeitliche Philosophie – Mathematik als Vorbild	99
Descartes – Denkendes Ich als sicheres Fundament	101
Hobbes – Staatsgewalt zur Zähmung wilder Wölfe	103
Spinoza – Denkfreiheit und Pantheismus	105
Leibniz – Logisch geordneter Kosmos	107
Aufklärung – Natur und Vernunft als neue ethische Richtgrößen	109
Locke – Freiheit, Eigentum und Toleranz	116
Hume – Erfahrung und Moral als Gewohnheitsprinzipien	120
Enzyklopädisten – Streitbare Salons und gesammeltes Wissen	123
Voltaire – Toleranz und vernünftige Religion	125
Rousseau – Selbstaufgabe im allgemeinen Volkswillen	128
Menschenrechte – Schutz vor Institutionen und Staat	132
Kant – Vernunft als methodisches Verfahren	134
Philosophie im neunzehnten Jahrhundert:	
Vom Aufstieg und Fall der Vernunftansprüche	151
Vorspiel	152
Das lange Jahrhundert – Besondere Bedingungen in Deutschland	153
Versöhnungskonzepte – Kunst statt Politik	155
Neue Konkurrenzen – Geist, Materie und erfolgreiche Naturwissenschaften	158
Deutscher Idealismus – Sehnsucht nach Ganzheit	161
Fichte – Unendliche Ichaktivität	162
Schelling – Unendliche Naturaktivität	165
Hegel – Bewusstseinsstufen und Systemoptimismus	167
Nach dem Idealismus – Das Ende der Vernunftausdehnung	175
Schopenhauer – Leiden und tröstliche Kunst	175
Kierkegaard – Angstgetriebene Existenz	178
Feuerbach – Körper und Gespenster	179
Marx – Menschliche Praxis und Geschichtszwänge	181

Nietzsche – Wahrheit als Trieb	187
Die Materialität von Sprache – Sprechdenken	193
Philosophie im zwanzigsten Jahrhundert:	
Intersubjektivität als Maßstab	197
Vorspiel	198
Das Ende philosophischer Großentwürfe – Neue Geltungsfragen	200
Neuansätze – Sprache, Rationalitätskritik und Fragen der Ethik	202
Freud – Zwischen Naturwissenschaft und Kulturgeschichte	204
Wittgenstein – Sprache und die Konstruktion der Wirklichkeit	207
Analytische Philosophie – Klarheitsoptimismus	210
Heidegger – Endlichkeit und Modernitätsabwehr	214
Existenzialismus – Literarisierung eines Grundgefühls	218
Kritische Theorie – Gescheiterte Modernität	220
Adorno – Fluchtweg Kunst	222
Marcuse – Fluchtweg Revolte	224
Habermas – Vernunftoptimismus	225
Menschenrechte – Anerkennung des Anderen	228
Menschenwürde – Intersubjektive Achtung des Anderen	234
Amerikanischer Pragmatismus – Nutzenprüfung	237
Rawls – Fairplay	240
Poststrukturalismus – Denksysteme und ihr Unbewusstes	246
Foucault – Effekte der Macht	248
Derrida – Buchstabenmacht und Verdrängung	251
Philosophie des Geistes – Körper und Erlebnisse	255
Ausblick auf die Philosophie im einundzwanzigsten Jahrhundert –	
Bleibende Fragen	263
Was ist Bewusstsein?	263
Gibt es einen freien Willen?	266
Sind globale Werte möglich?	270
Nachwort	277
Quellen	279
Kommentierte weiterführende Literatur (Auswahl)	285

Einleitung

Was ist eigentlich Philosophie? Der Begriff jedenfalls hat momentan Konjunktur, und die Frage ist nicht einfach oder eindeutig zu beantworten. Philosophie ist zumindest medial in der Gegenwart angekommen und wird stärker wahrgenommen als noch vor wenigen Jahrzehnten oder auch Jahren. Akademische Philosophen gelten nicht mehr als einsame Spinner, sondern als angenehme qualifizierte Diskussionspartner, ob öffentlich oder privat. Selbst in literarischen Büchern und Filmen sind sie als Titelheld einsetzbar geworden.

Im Alltag verspricht Philosophie dem Namen nach die Hoffnung auf Selbsterkenntnis und Sinn, sie soll die Erwartung einer Handlungsrichtschnur erfüllen und möglichst ganz konkret Lebenshilfe sein. Für diese Diagnose muss man nur in eine Bahnhofsbuchhandlung gehen. Das Regal mit Philosophie ist voll, und es ist auch gefüllt mit Ratgebern. Das bedeutet dann beispielsweise: Wie mache ich mich interessant? Wie werde ich glücklich? Philosophie als Wellnessangebot gewissermaßen. Oder aber als ein beruflicher Ratgeber für Verantwortliche in Unternehmen. Aus Philosophie kann schnell eine schlichte Leitlinie werden. Unternehmen, die etwas auf sich halten, haben heutzutage eine Unternehmensphilosophie, die dann auch Leitbild heißen kann und geteilt wird in Mission und Vision. Wie auch immer, es geht offensichtlich um Orientierung in einer Welt, die unübersichtlich ist. Das ist zunächst das Alltagsverständnis von Philosophie – aber ist das auch Philosophie?

Der Laie würde sagen ja. Und er hätte recht, denn das ist der Anfang von Philosophie, dass etwas nicht mehr klar ist und neu überdacht werden muss. Der Philosoph würde dagegen sagen nein. Und auch er hätte recht, denn die philosophischen Fragen sind größer, gründlicher und in der Regel älter als zunächst zu vermuten, und es gab bereits viele Antworten, auch wenn sie heute nicht mehr tragfähig erscheinen. Fragen nach dem möglichen Sinn des Lebens spielen dabei übrigens kaum eine Rolle, es geht vielmehr um Fragen unserer Stellung in der

Welt. Auch das zeigt ein Blick in das Philosophieregal einer üblichen Buchhandlung. Immerhin kann man hier auch Kants Werke im Original finden oder die von Hegel, Platon, Nietzsche, Heidegger und Rawls. Erstaunlich eigentlich. Denn wissenschaftliche philosophische Bücher sind im Original für Laien ja kaum lesbar und so ganz anders als die leichten philosophischen Ratgeber. Sie verfolgen bizarr erscheinende Gedankengänge, sie widersprechen heftig der Intuition, sie sorgen bei ungeübten Leserinnen und Lesern eher für Desorientierung als für Orientierung. Adorno meinte zum Geschäft der Philosophie, man müsse sich der Mühe des Begriffs unterziehen. Das ist richtig und riecht nach Arbeit, gedanklicher Arbeit zumindest. Ein leichtes Geschäft ist also die Philosophie sicherlich nicht. Sie will Dinge grundsätzlich besser verstehen. Und das ist eine ganze Menge. Denn sie stellt Selbstverständlichkeiten frech in Frage und damit natürlich den aktuell üblichen intuitiven Weltzugang. Es geht ihr um das Ganze und nicht um das persönliche Leben oder die Frage, wie man glücklich wird. Genauer, es geht um das Ganze des Erkennbaren überhaupt – ganz unabhängig in der Regel von einem Einzelbereich des Wissens. Es geht um das Wissen von uns gerade jetzt, aber auch das innerhalb unserer geschichtlichen Entwicklung. Philosophie fragt, was taugen unsere, und was taugen ältere Erkenntnisse, und zwar in allen Bereichen? Was für Antworten hat die Vergangenheit gefunden? Was für Antworten finden wir, ohne die Fehler vergangener Antworten zu wiederholen?

Der Begriff Philosophie ist europäisch. „Sophia“ ist ein Wissen und Können, das sich von den erlernten Fertigkeiten des Alltags abhebt. Eigentlich meint es Bildung. Auch Bildung kann wiederum vieles sein. Redekunst in der Antike, Wahrheitsorientierung im Mittelalter, Wissenschaft und Aufräumen mit Aberglauben in der Neuzeit. Noch Newton nennt sein Hauptwerk „*Philosophiae Naturalis Principia Mathematica*“, also Philosophie, obwohl es doch ein rein naturwissenschaftliches Werk ist. Und Kant sagt in der „Kritik der reinen Vernunft“ einfach: „Das System aller philosophischen Erkenntnis ist nun Philosophie“ (B 866; Bd. IV, S. 699). Ein System also. Philosophie ist eine Leitdisziplin in Europa bis vielleicht zum 19. Jh., als Naturwissenschaften in harte Konkurrenz zu ihr traten. Das unterscheidet Philosophie von der östlichen, arabischen oder jüdischen Welt. Auch dort gab es Wissen, auch dort gab es Weisheit. Aber das kritische, also jederzeit neu prüfende Denken des Denkbaren hat dort keine Traditionen über Jahrhunderte hinweg begründet und keine Institutionen wie im Abendland. Kein grundsätzliches Hinterfragen und Infragestellen des sicher Geglaubten und auch nicht komplexe Hypothesen über den Geschichtsverlauf. Was überhaupt nicht heißen soll, dass Denker aus anderen Kulturkreisen europäisches Denken nicht beeinflusst hätten. Abendländische Philosophie ist im Wesentlichen eine Ideengeschichte, die Geschichte also vom Denken und von Ideen, die weiter tragen als der Moment ihres Auftauchens oder gedruckt Werdens. Mit Philosophie gewinnt

die Erkenntnis von Wissen, Handeln und Kunst einen eigenständigen Bereich. Das Denken des Denkens steht nämlich nicht unter dem ausschließlichen Diktat des praktischen Wissens oder der praktischen Handlungsanweisungen. Es ist auch Grundlagentheorie. Dies vor allem hat der Philosophie ihre Geschichte und ihre Bedeutung gesichert.

Beispiele für philosophische Fragen sind einfach und vermutlich bekannt. Die Menschen wünschen sich eine gute Politik. Philosophie fragt nun, was das eigentlich genau heißt und zerlegt deshalb den Satz: Was sind die Grundlagen von Politik, was darf sie, was nicht? Und was können und dürfen Menschen? Was bedeutet überhaupt gut in dem Zusammenhang? Gibt es so etwas wie eine gute Politik? Was bedeutet wünschen? Und was ist das eigentlich, ein Mensch? Und was ein Mensch, der sich gute Politik wünscht? Das alles sind vereinfachende Fragen, fast kindliche. Die Antworten sind nicht ganz so schlicht. Dass Kinder Philosophen sind, ist deshalb so abwegig übrigens nicht. Denn Kinder sind neugierig, sie staunen, sie stellen Fragen und gerne auch Dinge in Frage. Sie bauen ihr Gebäude des Wissens erst auf. Genau das machen auch Philosophen. Sie tragen das Gebäude des vermeintlichen Wissens ab, um es anschließend wieder aufzubauen. Nur anders dieses Mal, denn sie kennen die argumentativen Fehler der Vergangenheit und wollen sie nicht wiederholen. Sie wollen neue und angemessene Antworten auf alte Fragen. Ihre neuen Antworten können dabei den Gegenstand der Frage zum Verschwinden bringen oder die Frage selbst oder gar den Fragesteller beleidigen, was Philosophen in ihrer Geschichte besonders gerne und oft gemacht haben.

Das ist einer der Gründe, warum Philosophen im Original schwierig zu lesen sind. Sie nehmen Bezug auf ihre Vorgänger und deren Sprache. Sie verlassen dadurch die Alltagssprache, selbst wenn sie Alltagsbegriffe einsetzen. Sie widersprechen mit ihrer Sprache den Selbstverständlichkeiten der Alltagssprache. Sie arbeiten mit einer Fachsprache im Eigenstil, was fast zu einer Privatsprache werden kann. Deshalb kann schnell enttäuscht werden, wer als Laie ein philosophisches Buch liest. Für Philosophie sind die Dinge nie erledigt. Beständig ist nur der Zweifel. Alle Antworten, auch die von Philosophen, sind immer historisch bedingt und damit gebunden an die Zeit, häufig auch an den Ort. Neues Nachdenken erfolgt genau dann, wenn die Antworten des alten Denkens nicht mehr anwendbar sind. Das ist vor allem in Zeiten der Krise so, in Umbrüchen. Philosophie bezieht sich dann auf die vorangegangene Philosophie, also die Philosophiegeschichte und deren Begriffe. Sie bezieht sich aber ebenso auf die zeitgenössischen Konkurrenten und deren Begriffe. Philosophen überspringen Jahrhunderte oder Jahrtausende, sie knüpfen an ältere Überlegungen an. Aber sie stiften dabei keine zeitlosen Glaubenssysteme einfacher Weisheiten (beispielsweise Sinnsprüche, Gleichnisse, esoterische Prinzipien) oder kanonische Religionen (wie die Mosaischen Gesetze, Evangelien, östliche Religionen) und auch keine experimentell überprüfbare

Wissensparadigmen, wie die empirischen und theoretischen Naturwissenschaften. Philosophen stellen ihr Wissen zur Diskussion und Disposition. Kommen bessere Argumente und Gründe, müssen diese verarbeitet und verdaut werden.

Natürlich haben Philosophen auch selbst die Frage beantwortet, was Philosophie genau ist. Dass die Antworten nicht einheitlich ausfallen, kann nicht sonderlich verwundern. Hier einige Beispiele: Der Ursprung der Philosophie ist das Staunen, das meint beispielsweise Aristoteles. Er sieht darin ein tastendes verstehendes Vorgehen anlässlich der Frage, was hinter den Dingen das Beständige ist. Das kann eine Struktur sein, ein Prinzip oder auch ein Überprinzip. Kant macht aus der einen Frage, was Philosophie ist, gleich mehrere, die möglicherweise zusammen hängen, möglicherweise aber auch nicht: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch? Er trennt als erster systematisch Wissen und Glauben und führt die Vernunft als alleiniges Leitprinzip ein. Von Kants Systematik profitieren wir noch heute, auch wenn die Antworten sich weiter entwickelt haben. Hegel geht wieder zurück zum Anfang und fragt: Warum ist eigentlich etwas und nicht vielmehr nichts? Er schwingt sich zur Höhe einer schwindelerregenden Spekulation auf, die ganze Welt entsteht für ihn aus dem Widerspruch von Sein und Nichts, der sich aufhebt und zu einem Universalen forttreibt. Nietzsche findet wiederum eine ganz andere Antwort. Wir leben in einer Verfallsgeschichte, und die beginnt mit Sokrates. Die fördert nicht die Moral, wie wir meinen, sondern asketische Ideale, wie Schuld sowie schlechtes Gewissen und richtet sich somit gegen das Leben selbst, indem sie eine Welt hinter der Welt unterstellt. Kunst und schöpferisches Ich scheinen ihm ein Ausweg. Wittgenstein spitzt die Fragwürdigkeit des Wissens noch zu. Philosophie ist für ihn das Aufhören mit Fragen, die man nicht beantworten kann, weil sie zu Scheinproblemen führen.

Ein knappe und nicht schlechte Formulierung bietet Hegel an: „Die Philosophie ist ihre Zeit in Gedanken erfasst“ (Bd. 7, S. 26). Das ist allgemein und präzise zugleich, vielleicht kann man es so gelten lassen. Philosophie ist ein Denken des Denkens, also eine Reflexion über das Denken selbst und dessen Geschichte. Das führt weg von einzelner Naturerkenntnis, Ethik, Logik, Erkenntnistheorie, Geschichtsphilosophie, Ästhetik oder Ontologie. Aber es führt hin zur Geschichte des abendländischen Denkens und seiner Denkart selbst. Die Ideengeschichte der Philosophie ist eine ihrer historischen Gestalten. Sie schreibt sich nicht selbst wie Geschichte bisweilen, sondern sie ist vielleicht mehr als andere Wissenschaften an einzelne Figuren gebunden, deren Namen man kennt. An ihren Zugriff auf die Philosophie, an ihre Bindung an die jeweils eigene und ältere Zeit, vor allem aber an ihre Reflexionsleistungen, neuen Vorstellungen, Ideen und Antworten auf bereits gestellte oder auch noch nicht gestellte Fragen.

Die Darstellung in diesem Buch folgt der Chronologie und geografischen Verortung von Philosophie, also den Lebensdaten der behandelten Philosophen in-

nerhalb der linearen Zeitachse. Das sorgt für eine bessere historische Übersichtlichkeit. Bei der Beschreibung des 20. Jhs. wird diese Herangehensweise etwas, und beim Ausblick in das 21. Jh. ganz gebrochen, weil sich Strömungen aus der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart nicht immer starr innerhalb einer festen Zeitabfolge bewegen. Auch Philosophie als Ganzes bewegt sich dabei nicht in einem methodenfreien Raum. Das philosophische Denken nutzt über alle Jahrhunderte hinweg ein bestimmtes Handwerkszeug. Dazu zählt nicht nur Behauptungen zu formulieren, sondern nachvollziehbare Argumente und Gründe vorzulegen, die diskursiv prüfbar sind. Dazu zählt, mit Gedankenexperimenten, mit Beispielen und Gegenbeispielen zu erproben, ob Thesen überhaupt tragfähig und darüber hinaus auch noch verallgemeinerbar sind. Dazu zählt, mit Zuspitzungen und einem zu-Ende-Denken testen, welche Konsequenzen bestimmte Positionen haben, und welche Gegenargumente aufgefahren werden können. Dazu zählt schließlich auch, mit einem ideengeschichtlichen Wissen zu prüfen, welche Wege und Irrwege schon einmal beschritten wurden, um vergangene Argumentationsprobleme zu umschiffen oder umgekehrt einbeziehen zu können. Philosophie riskiert den großen Blick, aber sie misst sich immer an der Welt und an Realitäten, ansonsten verliert sie an Aufmerksamkeit und Bedeutung gleichermaßen.

Wenn Philosophie Hochkonjunktur hat, dann müssen wir in einer Umbruchsituation leben, lautet der logische Umkehrschluss. Globalisierung, Wirtschafts- und Finanzkrisen bestimmen uns im 21. Jh. mehr, als dies zu Ende des 20. Jhs. noch schien. Vermeintliche Kulturkämpfe und Herrschaftsansprüche in Ost und West kommen hinzu. Auf was können wir uns berufen, auf was verlassen? Was ist abendländische Philosophie? Ist sie universalisierbar? Oder doch ein rein europäisches und mittlerweile auch amerikanisches Ereignis? Hat Philosophie eine Zukunft? Die Antworten auf diese Fragen mögen offen bleiben. Ein Blick auf unsere Denksysteme kann dabei aber helfen, sie so oder so zu beantworten.

In diesem Buch wird eine Geschichte der Philosophie als Ideengeschichte beschrieben. Es gibt bereits eine Vielzahl von Philosophiegeschichten, die jeweils einzelne Philosophen unter die Lupe nehmen. Hier wird stärker die Ideengeschichte mit ihren Kontinuitäten und Brüchen im Zentrum stehen, mit ihren Bezügen aufeinander und ihrer historischen Bedingtheit. Jedes Kapitel stellt eine Frage an den Anfang, das ist die jeweilige Leitlinie, es geht dabei um die großen Wellen. Im Kapitel Aufklärung ist das beispielsweise die Frage, warum sie nur in Europa entstehen konnte. Um Einstein zu folgen, soll es insgesamt einfach gemacht werden, aber nicht zu einfach. Zitate spielen also nicht die Hauptrolle. Wohl aber Gedanken, und die können ein Eigenleben führen, sie schweben allerdings nicht im zeitlosen Raum. Sie brauchen historische Voraussetzungen, um gedacht werden zu können. Und die ändern sich bekanntlich. Auch künftig.

Philosophie in der Antike: In Europa erwacht das Denken des Denkens

Zusammenfassung

Die Geschichte der Philosophie beginnt in Griechenland um ca. 650 v. Chr. Erste Philosophen suchen und beschreiben Prinzipien, die hinter allen vergänglichen Erscheinungen für etwas Beständiges stehen können. Dabei wird das alte Wissensfundament, der Glaube an ewige Götter nämlich, zwar nicht völlig verlassen, aber er verliert zunehmend an Bindungskraft. Mythisches Denken verblasst. Das philosophische Denken selbst will nun den Kosmos in seinem Funktionieren als Ganzes erfassen. Prinzipien aus der Erfahrungswirklichkeit, wie die vier Elemente Feuer, Wasser, Erde, Luft oder der ewige Widerstreit und Wandel in Allem sind für die frühen griechischen Philosophen plausiblere Grundsätze zur Beschreibung der Dinge und Lebewesen, die entstehen und vergehen, während die Grundsätze selbst bestehen bleiben. Die Prinzipien sollen als theoretische Gesetze ganz allgemein auf abstrakte Art beschreiben, was in der wahrnehmbaren Welt dauerhaft vor sich geht. Auch Zahlen, mathematische Regeln und Harmonien spielen dabei eine zentrale Rolle. Platon führen sie zur Vorstellung ewiger Ideen, die schon immer und unabhängig von uns existieren. Die Wirklichkeit ist für ihn demgegenüber nur ein vergänglicher Schatten. Aristoteles hält Platons Ideen dagegen für bloße Abstraktionen, die aus der Erfahrung heraus geschlossen wurden, aber keinesfalls tatsächlich existieren oder ein eigenes Sein haben. Für ihn sind sie bloße Denkkonstrukte, die durch verständigere logische Systematiken ersetzt werden müssen. Das führt ihn beispielsweise zu biologischen und zoologischen Einteilungen in der Natur, grammatischen Sprachregeln und logischen Denkgrundsätzen, aber auch zu ethischen Empfehlungen, wie wir uns verhalten, und wie wir als vernünftige Gemeinschaftswesen zusammen leben sollten.

Vorspiel

„Nachdem ... Sokrates sich ... niedergelassen und gespeist hatte und die anderen auch, hätten sie das Trankopfer gebracht und nach gehaltenem Lobgesang auf den Gott und was sonst Sitte ist, sich ans Trinken begeben. Hierauf ... habe Pausanias eine solche Rede begonnen: Wohlan, Freunde, ... wie werden wir nun am behaglichsten trinken? Ich meinesteils erkläre euch, dass ich mich in Wahrheit ziemlich unwohl befinde vom gestrigen Trinken und einiger Erholung bedarf; und ich glaube, auch die meisten von euch, denn ihr wart gestern ebenfalls zugegen. Überlegt also, wie wir so bequem wie möglich trinken können. – Darauf habe Aristophanes gesagt: Daran hast du wohl gesprochen, Pausanias, daß wir auf alle Weise suchen müssen, es uns bequem zu machen mit dem Trinken, denn auch ich gehöre zu denen, die gestern etwas stark sind benetzt worden. – Als nun dies Eryximachos ... gehört, habe er gesagt: Gewiss, sehr wohl gesprochen. Nur von einem unter euch möchte ich noch hören, wie er bei Kräften ist zum Trinken: Agathon. – Gar nicht sonderlich, habe jener gesagt, bin auch ich bei Kräften. – Das wäre ja ein herrlicher Fund, habe Eryximachos erwidert, für uns, ich meine mich und den Aristodemos und Phaidros, wenn ihr, die stärksten Trinker, es jetzt aufgebt; denn wir sind immer Schwächlinge darin. Den Sokrates nehme ich aus; denn der ist auf beides eingerichtet, so daß es ihm gleich gelten wird, wie wir es machen. (...) Hierauf also wären alle übereingekommen, es bei ihrem diesmaligen Zusammensein nicht auf den Rausch anzulegen, sondern nur so zu trinken zum Vergnügen. – Nachdem nun dieses schon beschlossen ist, habe Eryximachos fortgefahren, daß jeder nur trinken soll, soviel er will, und gar kein Zwang stattfinden, so bringe ich nächst dem in Vorschlag, dass wir die eben hereingetretene Flötenspielerin gehen lassen, mag sie nun sich selbst spielen oder, wenn sie will, den Frauen drinnen, und dass wir für heute uns untereinander mit Reden unterhalten.“
(Platon, Symposion, 176a)

Platons „Symposion“, geschrieben um 380 v. Chr., startet mit einem Paukenschlag. Statt ein Zechgelage abzuhalten und den Musen zu lauschen, soll philosophiert werden. Das fordert offenkundig ganz besondere Bedingungen. Die Flötenspielerin muss den Raum verlassen, das Trinken sollte möglichst beschränkt werden, und Männer müssen beim Reden unter sich bleiben. Eine ziemlich spezielle Angelegenheit also mit drei systematischen Ausgrenzungen. Und die Ausführung einer ganz besonderen Ausgrenzung, für die Plato bekannt geworden ist. Die Dichtung, die Poesie, ja überhaupt das Musische sind ihm mindestens ebenso suspekt wie das rein zweckrationale Argumentieren der Sophisten auf der anderen Seite. Denn beides zielt nicht auf die Wahrheit, und mit der hat es die Philosophie ja zu tun. Platons Philosophie ist ausdrücklich gegen das Wissen und die Wahrheit der Dichtkunst gerichtet, die seiner Vorstellung nach in einem idealen Staat nichts

verloren hat, und vor die Tür gehört wie das Flötenspiel im Eingangszitat, das wie Dichtung eine musische Leistung ist.

Die Geschichte der Philosophie beginnt mit ihrem Begriff eindeutig in Griechenland, mitten in Europa. Sie entsteht nicht in Asien, nicht im vorderen Orient, nicht in Ägypten oder anderswo in Nordafrika. Europa ist als Wort übrigens genau so griechisch wie der Begriff Philosophie selbst, der gemeinhin als „Liebe zur Weisheit“ übersetzt wird. Griechenland hat Europa das Geschenk der Philosophie gemacht, auch das der Demokratie, auch das der dramatischen Theaterkunst. Die Frage ist also berechtigt, warum entstanden eigentlich Philosophie, Demokratie und Theater ausgerechnet in Griechenland? Hängen die drei möglicherweise zusammen? Warum gab es zunächst Philosophie an den griechischen Küstenregionen und später eine sehr spezifische Konstellation aus Philosophie, Demokratie und Theater in Athen? Warum nicht schon in Persien, einer Hochkultur, warum nicht zuvor schon in Mesopotamien oder Ägypten, noch viel älteren Hochkulturen? Warum nicht in China oder Indien? Es muss in Griechenland ganz besondere Bedingungen gegeben haben zwischen 700 und 400 v. Chr., andere jedenfalls als zuvor und andere auch als in anderen Regionen der Welt. Um die Antwort vorweg zu nehmen: Ja, die drei Kulturleistungen hängen zusammen und ja, das ist auch der Grund, warum Philosophie als eigenständige Denkrichtung in Europa entstand und nicht anderswo. Hier gab es ungewöhnliche Voraussetzungen, die dazu geführt haben, dass Philosophie einen neuen Denkraum bilden konnte, hier wurden Konflikt Diskussionen um die Frage nach dem Kern der Dinge geführt, hier entwickelte sich eine Tradition, die immer wieder neue Antworten auf alte Fragen fand und damit die Philosophietradition begründete. Das Wissen von Weisen, lebenspraktische Empfehlungen oder religiös motivierte zeitlose Wahrheiten sind demgegenüber etwas Anderes, sie entsprechen einer anderen Vorstellungswelt als dem genuin philosophischen Denken und Argumentieren.

Griechenland – Besondere Bedingungen für Theorie

Zunächst ist also ein Blick auf die besondere historische und kulturelle Situation sinnvoll, in der sich Griechenland damals befand. Bevor die ersten griechischen Philosophen um ca. 650 v. Chr. auftauchten, war der dortige Kulturraum geprägt von Homer und seinen Epen, die in aller Regel an Königs- und Fürstenhöfen von sogenannten Rhapsoden vorgetragen wurden, gerne auch anlässlich von Gelagen. Rhapsoden waren umherwandernde Sänger, die insbesondere bei festlichen Anlässen alte Epen in Versform vortrugen und den Glanz einer vergangenen Zeit lebendig werden ließen. Es waren Göttergeschichten und Heldensagen, die von

der Leier musikalisch begleitet wurden. Der Erfahrungshorizont war ein musischer Gesamtkontext und damit eine Gegenfolie zu Platons eingangs zitierter philosophierender Gesprächsrunde. Rhapsoden werden in diesem Kapitel noch öfter auftauchen, denn von ihrem vermeintlichen Wissen will sich die Philosophie eindeutig abgrenzen, wörtlich übersetzt heißt Rhapsode in etwa „im Gesang zusammennähen“, im übertragenen Sinn bedeutet dies, eine Geschichte mit einem roten Faden im Gesang verknüpfen. Tatsächlich wurden allerdings nur einzelne Kapitel oder zum Anlass passende Passagen vorgetragen und niemals ein ganzes Epos am Stück. Homers Verdienst ist es, alles in den zwei großen Epen Ilias und Odyssee zusammengebracht und schriftlich fixiert zu haben.

Zwischen 700 und 650 v. Chr. gab es eine erste wesentliche Änderung, ohne die wir gar keine Kenntnis von den Anfängen der Philosophie hätten, die Erfindung der Alphabetschrift nämlich. Was macht die Alphabetschrift anders? Vorherige Schriftsysteme notierten Symbole oder Konsonanten, aber keine Vokale, obwohl die gesprochene Sprache Vokale enthält. Das ist ungenau und lässt einen großen Deutungsspielraum zu, denn je nachdem, welche Vokale man beim Wiederlesen hinzudenkt, kommen unterschiedliche Wörter heraus. Zwar können die Wörter auch in der Alphabetschrift immer noch vielerlei Bedeutung haben, aber immerhin das Wort selbst ist nun eindeutig. Die Griechen ergänzten die Konsonantenschrift zu einem tatsächlichen Alphabet, in dem auch die Vokale geschrieben wurden. Das bedeutete eine höhere Exaktheit der Aufzeichnung und eine größere Genauigkeit im Wiederholen. Es gibt Wissenschaftler, die davon ausgehen, dass Griechenland die Alphabetschrift erfunden hat, um die metrischen Gesänge des Homer aufzuschreiben, also um Wörter und deren lyrische Betonung im Versmaß so genau wie möglich zu erfassen. Denn Königslisten oder Verzeichnisse mit Vorräten und Handel ließen sich ebenso gut hieroglyphisch, phönizisch oder kretisch aufzeichnen, die Präzision einer Alphabetschrift war hierzu ganz offenkundig nicht dringend erforderlich. Die neue Alphabetschrift war jedenfalls eine der unbedingten Voraussetzungen der Philosophie, eine ganz materiale, die genaues Aufschreiben überhaupt erst ermöglicht hat und damit das Überprüfen des Aufgezeichneten zu späteren Zeiten. Erst sie konnte eine systematische Diskussion um einzelne Positionen und damit konstruktive Auseinandersetzungen in Gang bringen. Davor war tatsächlich alles im Fluss, einem Redefluss gewissermaßen ohne Fixierung und Halt. Unüberprüfbar jedenfalls in seinem genauen Wortlaut für nicht unmittelbar Anwesende.

Dazu kam eine Besonderheit der griechischen Grammatik, eine ganz spezifische Spracheigenschaft. Der griechischen Sprache ist es nämlich eigen, mit dem bestimmten Artikel zu arbeiten – also „der, die, das“. Das legt eine Versachlichung schon allein sprachlich nahe, von Wahrheit zu „die Wahrheit“ oder zu „das Wahre“ ist es nur noch ein kurzer Schritt. Diese Besonderheit haben andere Sprachen so

nicht, nicht die vorderasiatischen, nicht die ägyptische, auch nicht die römische, die dann imperial folgen wird.

Eine andere Veränderung betrifft die griechische Gesellschaft. Die Homerischen Epen und Hesiods Theogonie waren weithin bekannt. Sie beschrieben ein mythisches, durch Götter beeinflusstes Geschehen als heroisches Weltbild. Um 700 v. Chr. waren das alte Königtum und die adligen Helden allerdings bereits weitgehend verschwunden. Die Poliskultur hatte nämlich die alte mykenische Palastkultur abgelöst. Die Meinungsbildung wurde nun von Adligen und ihren politischen Reden dominiert, aristokratisch-königliche Mythen wirkten eher wie der Abgesang auf eine untergegangene Zeit. Die Polis selbst war ein Stadtstaat mit einem unterschiedlich großen Gebiet in der Fläche, zum klassischen Athen gehörten beispielsweise rund 140 Gemeinden bzw. Höfe. Insgesamt sind für die Antike mehr als 1000 solcher Poleis belegt, die sich in gegenseitige Zweckbündnisse begaben, aber immer autonom regiert wurden. Auch die Kulte bekamen nun eine veränderte Funktion. Die Polis war keineswegs eine religiöse Gemeinschaft, die sich um einen bestimmten Kult organisierte, auch wenn die einzelnen Stadtstaaten bestimmte Schutzgottheiten besonders verehrten. Die politischen Zusammenkünfte wurden zwar von Gebeten und Anrufungen eingeleitet, die darauf folgenden Debatten und Entscheidungen waren aber rein politisch motiviert und wurden zu menschlichen Zwecken veranstaltet, nicht um Götter und Göttinnen zu ehren. Dies bedeutete neue Aufgaben und Herausforderungen für die Adligen. Argumentieren, Begründen und Zustimmung wurden wichtiger als die Hoheit über Kulte. Die Götter wurden nur noch ganz pragmatisch als Helfer beansprucht. Atheismus war allerdings verpönt und stand unter Strafe. Die Bürger hatten anzuerkennen, dass die offiziellen Götter und Göttinnen existierten, von denen es freilich ziemlich viele gab, wenn man zu den Olympischen auch die Halbgöttlichen zählt. Aber es war insgesamt ein additives System ohne klares Zentrum, und es war auch nicht in erster Linie dazu da, Herrscher zu legitimieren. Die Verehrung stand grundsätzlich auch den anderen Gottheiten zu. Es gab von Ort zu Ort, von Polis zu Polis, von Hof zu Hof Kalender der öffentlichen Kulte, die gemeinsam veranstaltet wurden, es gab aber auch häusliche Rituale, die hinzu kamen und ganz anderen Gottheiten dienen konnten. Die Adligen leiteten dabei Riten und Opfer zu Ehren der Götter ihrer Stadtgemeinde. Sie waren aber keine speziell ausgebildeten Priester wie im vorderen Orient oder in Ägypten, das Priestertum verlangte kein Spezialwissen. Nach dem Opfer verteilten sie das Fleisch der Opfertiere unter den Teilnehmern auf, die Knochen waren für die Götter bestimmt. Auch dies war ein eher pragmatischer Umgang zur Versorgung der eigenen Bevölkerung.

Entscheidend wurde nun, dass Adlige öffentliche Ämter in der Polis besetzten. Das politische Leben im Rat wurde die neue Lebensader ihres Daseins. Damit

bekam der öffentliche Auftritt ein neues Gesicht und auch Gewicht. Die öffentliche Ansprache musste vor allem eines sein, wirksam nämlich. Das war neu und verlangte veränderte Fähigkeiten. Adlige waren traditionell ausgebildet in Waffen und Reiten, sie sprachen Recht, sie waren geschult in den musischen Künsten, in Tanz, Gesang und Aulosspiel, sie konnten Verse dichten und sie betrieben Sport in den olympischen Disziplinen. Sie hatten Zeit, und sie verfügten über die nötigen Mittel, um zu trainieren und sich mit anderen Adligen zu messen, beispielsweise beim Pferde- oder Wagenrennen. Mit der Einführung der sogenannten Hoplitentechnik durch die Spartaner im 7. Jh. v. Chr. hatte sich ihre Rolle als reitende Vorkämpfer allerdings bereits deutlich verändert. Hopliten waren Schwerbewaffnete, die in der ersten Reihe kämpften. Sie mussten für ihre Rüstung selbst aufkommen, waren also Vermögende, aber nicht zwingend Adlige. Zudem brauchten sie keine Pferde mehr, auch das eine Frage des eigenen Wohlstands. Selbst der nicht wohlhabende Sokrates soll als Hoplit bei den Perserkriegen im 5. Jh. v. Chr. mitgekämpft haben. Wenn Hoplitenkämpfer gleichberechtigt neben- und hintereinander stehend in einer Reihe kämpften, und das auch noch offenkundig erfolgreich war, dann sind die adligen Vorreiter überflüssig geworden. Zumindest in dieser Funktion haben sie ausgedient, weder Polis noch Bauern brauchten sie bei Gebietskämpfen. Die innere Konkurrenz innerhalb des Adels, das agonale – also wettkämpferische Prinzip immer der Beste oder Erste sein zu wollen – verlagerte sich zunehmend auf die Künste, auf Sport und auf die Zurschaustellung von Luxus. Adlige trugen ihre Rivalität in die Polis hinein mit einer sich steigerten Prachtentfaltung. Auch die Polis war keine Gemeinschaft von Gleichen, sondern es ging um Konkurrenz und um Prestige. Die intellektuellen Begleiter dieser Machtinteressen waren auf philosophischer Seite im 5. und 4. Jh. v. Chr. vor allem die Sophisten, die das Wettkampfprinzip auf das geschickte Argumentieren übertrugen. Die Polis selbst war eine relativ autonome Einheit und immer auch Konkurrent zu den anderen Stadtstaaten, wie später dann beim Verhältnis von Athen zu Sparta. Geografie und Klima haben ihren Teil dazu beigetragen, dass es viele dieser autonomen Stadtstaaten gab. Griechenland ist ein zerklüftetes Land, es gibt wenig zusammenhängende Flächen und auch wenig fruchtbaren Boden, um den es sich zu kämpfen lohnt. Eroberungsfeldzüge gingen von Polis zu Polis, aber nicht auf Griechenland als Ganzes. Das kam erst später mit Alexander dem Großen und den Makedonen im 4. Jh. v. Chr., sieht man einmal von der imperialen Machtentfaltung Athens in und nach den Perserkriegen ab.

Die griechischen Städte experimentierten politisch mit unterschiedlichen Regierungsformen. Ihr Ziel war dabei die Autonomie, also die Selbstregierung, und Unabhängigkeit von anderen Städten. Die unbegrenzte Alleinherrschaft eines Adligen über eine Polis, die sogenannte Tyrannis, gab es zwar vereinzelt, sie war in Griechenland aber kein übliches oder anerkanntes Prinzip. Als erste Tyrannis ist

im 7. Jh. v. Chr. die Polis Korinth belegt. Dort schwang sich ein Adliger auf und beherrschte alle Anderen. Aber viele Tyrannen konnten sich in Griechenland nicht halten, und wenn, dann nur kurz. Es gab schon vergleichsweise früh den Vorwurf, dass Tyrannis Sklaverei nach innen sei, also ein innenpolitisches Problem, eine illegitime Regierungsform gegenüber den eigenen Bürgern. Platon und Aristoteles kritisieren im 5. bzw. 4. Jh. v. Chr., dass sie eine Herrschaftsform sei, die nur dem persönlichen Nutzen des Tyrannen diene, nicht aber dem Gemeinwohl der Polis. Für sie entstand Tyrannis durch den Aufstieg eines Demagogen, also eines Verführers, durch Missbrauch der Amtskompetenzen, durch unbändigen Machthunger und durch Missachtung der geltenden Gesetze. Die Unterwerfung von anderen Stadtstaaten oder Gewalt nach außen waren demgegenüber üblich und wurden nicht hinterfragt. Wurden eine Polis oder eine Insel besiegt, war das Schicksal der Bewohner klar, sie wurden getötet oder versklavt. Die Sklavengesellschaft stellte sich jedenfalls nicht selbst in Frage, der Nachschub sollte sicher gestellt bleiben. In der klassischen Zeit hatten etwa 55 000 Athener rund 80–120 000 Sklaven, und das nicht nur für den Haushalt. Sklaven arbeiteten in den Silberminen und in der Landwirtschaft, sie bildeten das ökonomische Rückrat, sie sorgten für Athens Aufschwung und Wohlstand. Die Sklaven kamen in der klassischen Zeit aber nicht mehr aus der Athener Bauernschaft wie noch in den Jahrhunderten vor Solons Reformen.

Philosophie entstand allerdings lange vor Platon und Aristoteles, auch lange vor Solon, und sie wurde nicht im griechischen Mutterland oder in Athen erfunden, sondern in den griechischen Kolonien. Die große griechische Kolonisation, also eine Welle organisierter Auswanderung, setzte etwa Mitte des 8. Jhs. v. Chr. ein. Kolonien waren eine willkommene Möglichkeit, den inneren Unruhen in der Polis aus dem Weg zu gehen und anderswo fruchtbaren Boden zu finden. Das Prinzip der Landnahme funktionierte gewaltsam. Fremde in der neuen Umgebung wurden unterworfen, zu Sklaven gemacht und zur Zwangsarbeit eingesetzt. Statt eine andere Polis zu erobern, wurde einfach das Gebiet gewechselt, es ging an die Küsten jenseits des Meeres. Zweck der Kolonien war zunächst einmal die Suche nach Ackerland. Wo das fruchtbar war, konnte die Kolonie auch schnell größer werden als die Mutterstadt. Mit der Zeit sorgten die Kolonisation und entsprechende Handelsniederlassungen dann für schwächere Bindungen an die Mythen der Heimatstadt und förderten gerade an der ionischen Küste – der heutigen Türkei – empirisches Denken im Austausch mit dem Wissen der benachbarten Hochkulturen in Persien und Ägypten. Dort standen Astronomie und Mathematik vor allem aus religiösen Motiven hoch im Kurs. Die griechischen Kolonisatoren kannten allerdings keine dominante Priesterschaft wie in Ägypten und Mesopotamien und machten aus dem neuen Wissen etwas Anderes, etwas Neues. Sie erfanden die Philosophie, zunächst noch als Naturphilosophie. Griechenland hatte zwar

Tempel, aber keine ausgesprochen aufwändige Tempelkultur mit fester Priesterschaft und festgesetzter Lehre. Den Griechen war weder die Neuschöpfung verboten noch die Skepsis. Sie lebten stattdessen in naturreligiösen Kontexten, die sich vor allem in Festen manifestierten und den dazu gehörenden Fruchtbarkeitskulten. Die griechischen Götter und Göttinnen waren seit jeher nur gering jenseitig angehaucht, sie vermischten sich gerne untereinander wie die Menschen und häufig auch mit diesen. Griechen betrieben Handel und fuhren über das Meer, sie waren an den Höfen anderer Herrscher und tauschten ihr Wissen aus, und sie verdingten sich als Söldner in allen möglichen Heeren. Sie hatten Erfahrungen mit Himmelsbeobachtungen in Babylonien, mit der Landvermessung in Ägypten, mit dem Zählen und den Konsonanten in Phönizien. Sie nutzten Architektur und Mechanik für ihre eigenen Tempel und für ihre Schiffe. Die Griechen an der ioni-schen Küste hatten vielfältige Kontakte, sie besaßen wenig Bindung an ihre Heimatstädte, und sie waren ganz offensichtlich neugierig und wollten ihr Wissen auch anwenden. Aber nicht nur das. Sie betrieben darüber hinaus „Theoria“, wörtlich übersetzt „Schau“, man könnte auch sagen zweckfreies Beobachten und Nachdenken über die Welt, wie sie zusammen hängt, und wie die Menschen mit dem Kosmos verwoben sind. Deshalb beginnt philosophisches Denken an den Küsten, die weit weg liegen vom griechischen Kernland.

Warum Philosophie überhaupt in Griechenland entstand und nicht in anderen Regionen Europas oder Vorderasiens, dafür gibt es offenkundig viele Gründe, die zusammen kommen mussten, sie bilden ein ganzes Konglomerat. Dazu gehören nochmals kurz zusammengefasst die Alphabetschrift, die zur Genauigkeit der Aufzeichnung führte; eine Sprache, die den bestimmten Artikel kennt, also den Hang zur Abstraktion beförderte; die Auseinandersetzung mit Wissen, das Priester und Poeten verbreiteten, die zur theoretischen Auseinandersetzung mit Natur als Ganzem führte und außergriechische Kenntnisse wie Astronomie einbezog; Kolonien mit Beziehungen zu anderen Kulturkreisen, die für andere Sichtweisen sorgten; und schließlich politische Instabilitäten durch Adlige, die in den öffentlichen Raum drängten, und für die Nachfrage nach Rhetorik und zweckgerichtetem Argumentieren sorgten. Die Voraussetzungen waren in der Summe ziemlich gut, um zu abstrahieren, um gedanklich zu einem Prinzip zu gelangen, das als Erklärung behauptet werden konnte, und um eine Wahrheit zu finden, ohne auf die alten Götter unmittelbar zurückgreifen zu müssen. Die weitere Frage, wie Philosophie, Demokratie und Theaterkunst zusammenhängen, wird im Kontext von Platon beantwortet.

Vorsokratiker – Allgemeine Prinzipien statt Dichterwahrheiten

Die Philosophiegeschichte beginnt in Kleinasien an der ionischen Küste und in Süditalien, nicht aber auf dem griechischen Festland. Bekannt sind uns die Vorsokratiker – das sind Philosophen, die vor Sokrates gelebt haben – allerdings erst und vor allem durch Zitate bei Platon und Aristoteles, den späteren Festlandphilosophen. Kein vorsokratischer Text ist bislang vollständig erhalten gefunden worden, überliefert sind nur Fragmente. Eine weitere Quelle bilden die Lebensbeschreibungen des Diogenes Laertios, der vermutlich im 3. Jh. n. Chr. als Philosophiehistoriker lebte und Anekdoten über die griechischen Philosophen aufschrieb, meistens in Form von Zitaten aus dritter oder vierter Hand. Vorsokratiker gibt es viele, von manchen sind nur wenige Sätze bekannt, wenn überhaupt.

Sie heißen übrigens erst seit der Epoche der Deutschen Romantik so, man wollte im beginnenden 19. Jh. eine eigenständige Epoche vor Platon benennen und so eine neue Ära des Denkens abgrenzen. Um nämlich einen historischen Einschnitt zu markieren, der mit Sokrates und seinen Fragen nach dem Wissen anfängt. Das spezifische Aufgreifen der antiken Mythen und der griechischen Philosophie im 19. Jh. durch Literaten und Philosophen vor allem in Deutschland wird im entsprechenden Kapitel noch eingehend beschrieben.

Alternative Klassifizierungen für die Vorsokratiker sind Naturphilosophen oder rein geografisch ionische Philosophen, was aber nicht ganz präzise ist. Denn neben der ionischen Küste spielte auch die italienische eine nicht ganz unbedeutende Rolle, allerdings lange vor dem Römischen Reich, von dem es philosophisch viel weniger zu berichten gibt. Die Quellenlage zu den Vorsokratikern ist insgesamt dürftig, Deutungen bleiben deshalb begrenzt und spekulativ. Aber auch wenn vieles im Detail unklar bleiben muss, ist dennoch der historische Einschnitt in das Denken eine Tatsache. Die Vorsokratiker lebten und lehrten in der Zeit zwischen 650 und 350 v. Chr. Sie standen Homer stilistisch noch recht nahe, wesentlich näher jedenfalls als Platon, denn ihr Schreibstil war das musische Versmaß, also eine dichterische Form. Ihr inhaltlicher Bezug waren die Götterbeschreibungen von Homer und Hesiod als Gegenfolie und inhaltliche Abgrenzung. Empirische Erfahrungen und Überlegungen kamen dazu, auch Erkenntnisse aus dem vorderen Orient und Ägypten. Aus all dem machten sie etwas Neues, sie bildeten Hypothesen über den Kosmos und die Welt, sie führten Prinzipien ein und sahen nicht nur in Göttinnen und Göttern den Ursprung von Allem. In der Zeit zwischen 750 und 350 v. Chr. entstanden im Übrigen auch die meisten großen Weltreligionen (Zarathustra, jüdische Propheten, Buddha, Konfuzius), es war insgesamt wohl eine Epoche starker Veränderungen und neuer Orientierung. Der Philosoph Karl Jaspers hat für diesen historischen Einschnitt den Begriff Ach-

senzeit geprägt, weil in ihm wesentliche Grundlagen der Zivilisation entstanden. Die Bevölkerungsdichte war weit angestiegen, Städte und Verkehrswege sorgten für Austausch sowie Handel und das gesellschaftliche Zusammenleben verlangte neue Sichtweisen.

Auch in den griechischen Kolonien nahmen die ersten Philosophen den Kosmos und die Natur neu unter die Lupe. Mit den Vorsokratikern begann die Kraft des Mythos bereits nachzulassen. Der Begriff „Mythos“ selbst ist vieldeutig, er versammelt Bedeutungen wie Laut, Wort, Rede und insbesondere Erzählung, also das, was erzählt, gehört und geglaubt wird. Man könnte sagen, was man vom Hörensagen weiß, denn um Wissen geht es auch dem Mythos. Der neue Gegenbegriff ist „Logos“, er ist ebenfalls vieldeutig, ja vieldeutiger als es Mythos jemals war, und er wird Karriere machen über die Jahrhunderte, nicht nur in der Philosophie. Logos bedeutet wie Mythos zunächst Wort, Rede, dann aber auch Lehrsatz, Sinn und noch weiter Vernunft. Man könnte nun meinen, es würde zwar nicht um Hörensagen gehen, sondern um Prinzipien, um Urstoffe – auch das bedeutet Logos –, aber es geht darüber hinaus um Abstraktionen, die nicht so sinnlich verkleidet sind wie beim Mythos. Auch der Logos bietet Vorstellungen, Prinzipien, Begriffe und nicht die Wirklichkeit selbst. Dass man mythisches Denken nicht so leicht und schnell los wird, zeigen schon Platon und später das 18. und 19. Jh. der Philosophiegeschichte, denn verdrängtes mythisches Denken kehrt wieder. Platon beruft sich oft auf Mythen in Schlüsselszenen seiner Dialoge, und wenn man so will, durchlaufen diese Mythenelemente dann christlich gewendet das ganze Mittelalter bis zur Neuzeit. Adorno hat später eine ganze Geschichte der Dialektik der Aufklärung als Wiederkehr mythischer Elemente geschrieben, und er steht mit der darin entwickelten These philosophiegeschichtlich nicht allein.

Historisch vollzog sich zu dieser Zeit zwischen Dichtern und Denkern jedenfalls ein Kampf um das Wissensmonopol. Die Vorsokratiker betonten ihre Überlegenheit gegenüber Dichtern und fahrenden Sängern, weil sie eine bessere, plausiblere und weniger widersprüchliche Weltdeutung anbieten konnten. Sie waren deren unmittelbare Konkurrenten. Sie mussten aber immerhin bis ca. 500 v. Chr. selbst in Versen dichten, weil sie noch keine andere eigene Sprachform besaßen. Sie mussten sich bei ihren intellektuellen Gegnern deren Ausdrucksform ausleihen und nutzten ausgiebig poetische Stilmittel, wie Platon später den Dialog, der ja selbst auch ein dichterisches Darstellungsmittel ist. Es gab also von Anfang an eine Verschränkung und gleichzeitig auch Konkurrenz von Poesie und Philosophie um das Wissensmonopol in der antiken Gesellschaft. Dichtung war von Beginn an eine elementare Gegenfolie, ohne die es nicht ging. Der Dichtung verdankt Philosophie vieles, Poesie wird deren Geschichte vorantreiben, beleben, bereichern und manchmal auch mitbestimmen. Allein bei Platon gibt es rund 300 Stellen, die unmittelbar auf Homer Bezug nehmen. Philosophen haben sich

auch in späteren Jahrhunderten immer wieder auf die Dichtung bezogen, sich mit ihr auseinandergesetzt, sie bekämpft oder sich ihr angenähert bis zur Einbindung oder auch eigenen Unterwerfung. Dieser Aspekt wird in den entsprechenden Kapiteln noch öfter auftauchen.

Die antike philosophische Auseinandersetzung um Poesie und Philosophie war ein Charakteristikum des griechischen Kulturraums und hat dort eine immense Produktionsvielfalt ausgelöst. In Ägypten und Mesopotamien dominierten dagegen klassische Priesterkassen und Religion, anwendungsfreies Wissen wurde nicht gesucht. Das enge Verhältnis von Poesie und Philosophie blieb in der gesamten abendländischen Philosophie prägend und war sicherlich einer der Gründe für ihren Aufschwung. Keine Weltregion hat diesen Grundkonflikt in dieser Weise in sich, auch nicht der jüdische Religionsraum. Abendländisches philosophisches Denken begann genau damit. Recht bald kam dann eine zweite Reflektionsform hinzu, das griechische Theater. Auch dieses bildete eine Metaebene und somit die Möglichkeit, Dinge in Frage zu stellen. Hier wurden Götter fragwürdig und lachhaft gemacht mit der Tragödie als Blick in die mythische Vergangenheit und mit der Komödie als satirischer Kritik an der gesellschaftlichen und politischen Gegenwart in Athen und anderen Stadtstaaten.

Der erste Philosoph überhaupt, der in der abendländischen Philosophiegeschichte auftaucht, ist Thales von Milet (ca. 624–547 v. Chr.). Milet war eine Handelsstadt an der kleinasiatischen Küste, der heutigen Türkei. Thales selbst hat keine Schriften hinterlassen, wir wissen von ihm nur durch Aristoteles und Diogenes Laertios. Er soll ein gerissener Geschäftsmann gewesen sein und beispielsweise vor einer großen Olivenernte alle Pressen aufgekauft und teuer vermietet haben, was aber nicht wirklich belegt, sondern von Aristoteles eher anekdotisch notiert wurde. Ganz offenkundig konnte er zählen und berechnen, er betrieb Mathematik und Geometrie. So gut jedenfalls, dass er eine Sonnenfinsternis voraussagen konnte, vermutlich auch aufgrund seiner Kontakte und Erfahrungen in Ägypten.

Thales stellt als Philosoph die Frage nach dem Ursprung von Allem. Genau das ist laut Aristoteles der Anfang der Philosophie, so wie wir sie kennen: die Frage nach dem Ursprung, das Staunen, dass überhaupt Etwas ist. Thales ist in das religiöse Weltbild noch eingebunden und kann deshalb sagen, dass alles voll von Göttern ist. Die sichtbare Welt ist ihm also einerseits ganz traditionell die Anwesenheit von Göttern. Aber andererseits gilt für ihn gleichzeitig ein Element der Natur als materielles Urprinzip, Wasser nämlich. Wasser meint hier tatsächlich Wasser als Element und nicht Neptun, den Gott des Meeres. Selbst das Land ruht nach Thales auf dem Wasser. Wasser ist etwas, das sich permanent wandelt und dabei doch immer eines bleibt. Der reine Mythos als ausreichende Welterklärung beginnt schwächer zu werden, die sichtbare Welt besitzt einen Kern hinter den Din-

gen, der nicht mehr rein göttlich ist, auch wenn alles voll von Göttern sein mag, vielleicht auch zu voll. Denn das Göttliche konnte vieles sein im griechischen Horizont, es hatte viele Erscheinungsformen. Im Streit war beispielsweise Ares anwesend, der Kriegsgott, in der Mittagshitze Pan, der Hirtengott, in der Liebe Aphrodite, usw. Die Reihe ließe sich nicht beliebig, aber immerhin umfassend erweitern. Thales macht damit nicht Schluss, aber er macht mit Wasser ausdrücklich eines der vier Elemente zum Urprinzip und zum Ursprung. Das ist etwas Anderes und ganz offenkundig neu.

Auf der anderen Seite des Meeres taucht wenig später ein zweiter Philosoph auf, auch er Mathematiker und Küstenbewohner. Pythagoras (ca. 570–510 v. Chr.) wurde auf der griechischen Insel Samos geboren, gelebt und gelehrt hat er allerdings in Kroton und Metapont, das waren griechische Städtegründungen am süditalienischen Stiefel in der Bucht von Tarent. Auch von ihm sind keine Schriften überliefert oder erhalten, die Kenntnis über ihn stammt von dem griechischen Philosophen Iamblichos, der erst ca. 240 v. Chr. geboren wurde. Pythagoras soll Kontakte nach Ägypten und Babylonien gehabt haben, auch bei ihm spielte der Einfluss der anderen Hochkulturen eine bedeutende Rolle.

Für Pythagoras sind die bestimmenden Kräfte innerhalb der Natur nicht Götter oder Elemente, sondern Zahlen. Gemeint sind hier Zahlen in der Mehrzahl und nicht eine besondere Zahl. Um genau zu sein, müsste man eher von Zahlenverhältnissen sprechen statt von Zahlen, denn das bedeuten die „Logoi“ bei ihm, die selber Mehrzahl sind und nicht „Logos“, der Singular. Die Pythagoräer meinen, „die Elemente der Zahlen seien Elemente alles Seienden, und der ganze Himmel sei Harmonie und Zahl“ (nach Aristoteles, *Metaphysik* Buch I, 986a). Das klingt zunächst mathematisch nüchtern und abstrakt, ist aber viel sinnlicher gemeint. Pythagoras denkt Bildung und Wissen nämlich als ein Geschenk der Musen, es ist eine reine, zweckfreie Theorie mit Schauen und Hören. Das Hören hat eine ganz besondere Bedeutung bei ihm, die Pythagoräer können Zahlenverhältnisse auch hören. Er gilt als Analytiker und Entdecker der Oktave, die durch numerische Teilung einer Saite entsteht, und auch als Entdecker anderer Zahlenverhältnisse am Saiteninstrument wie der Quint und Quart. Schließlich gliedert er das gesamte theoretische Wissen in die vier Felder Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik als eine weltumspannende Harmonie, bei ihm „Tetraktys“ genannt, Vierergruppe. Auch das ist gegen den Logos im Singular gerichtet. Der umfassenden Naturharmonie entspricht auf mythischer Seite die Seelenwanderung. Pythagoras glaubt an die Wiedergeburt der Seele, eine Idee, die wohl dem Kult der Orphiker entstammt und vermutlich aus Ägypten kommt. Platon wird diese Vorstellung einer ewigen Seele lange vor dem Christentum übernehmen und ausbauen. Ob bei Pythagoras die naturwissenschaftliche oder die religiös-mythische Seite beherrschend war, ist ungeklärt. Entscheidend bleibt wie bei Thales, dass das religiöse

Weltbild nicht mehr alleinbeherrschend ist. Weise vor Pythagoras hatten ihr Wissen in der Regel nur einem Schüler weitergegeben, das ändert sich nun. Pythagoras lehrt in einem Musenhain, er hatte nicht nur einen Schüler, sondern eine Hörschaft von Vielen und damit bereits eine Schule begründet. Auch darin wird ihm Platon folgen und die Schule von Athen aufbauen, in seinem Fall allerdings ganz ohne die Absicht einen Musenhain zu stiften. Die Ausbildung bei Pythagoras ist demgegenüber umfassend, es gehören Gesang, Spiel, Lehre, Sport, Musik und Tanz dazu. Der Kontext ist jedenfalls sakral, Pythagoras bewegt sich in einem mythisch-magischen Horizont, der Musenhain ist trotz oder vielleicht auch wegen seiner Zahlenorientierung keine abstrakte Lehranstalt. Wer das Geheimwissen außerhalb der Schule weitergibt, wird ausgeschlossen. Pythagoras hat wie Sokrates nichts Schriftliches hinterlassen, weil er nicht geschrieben hat. Er mag eher die Töne, die Stimme, die Musik. Und er war ein Multitalent, weitaus produktiver als Thales. Pythagoras stiftet den Begriff „Philosophie“, also die Liebe zum Wissen, und er verwendet erstmals den Begriff „Kosmos“ für das Seiende im Ganzen, während er zuvor lediglich Frauenschmuck und Waffenzier bedeutet hatte.

Zeitgleich geboren, aber vermutlich deutlich älter geworden als Pythagoras ist Xenophanes (ca. 570–470 v. Chr.). Er stammte ursprünglich aus Kollophon, einer der damals größten Städte an der kleinasiatischen Küste. Gelehrt hat er aber vermutlich auf der anderen Seite des Mittelmeerraumes in Elea, einer griechischen Siedlung im südlichen Italien, dem heutigen Kampanien. Das scheint in dieser Epoche der Weg des Wissens zu sein, von Osten nach Westen und zurück, bevor die Philosophie schließlich im griechischen Mutterland selbst ankommt. Xenophanes war ein wandernder Rhapsode, ein Erzähler alter Epen, Aristoteles hielt ihn für etwas schlicht.

Xenophanes formuliert eine erste Religionskritik und sammelt gleichzeitig Argumente für einen Monotheismus, beides ist weitreichend. „Möglichst viele frevelhafte Taten der Götter haben (Homer und Hesiod) ausgerufen: stehlen und ehebrechen und einander betrügen“ (Die Fragmente, Fr 14), so seine Beurteilung. „Wenn Ochsen oder Löwen Hände hätten oder vielleicht malen könnten mit ihren Händen und Kunstwerke herstellen wie die Menschen, dann würden Pferde pferdeähnlich, Ochsen oxsenähnlich der Götter Gestalten malen und solche Körper bilden, wie jeder selbst gestaltet ist“ (Die Fragmente, Fr 15). Xenophanes glaubt nicht mehr an die alten Götter und hält sie für Projektionen menschlicher Phantasie wie später die Religionskritiker Feuerbach, Nietzsche und Marx. Der Gedanke ist also schon alt und ziemlich erstaunlich für einen Rhapsoden, der Homerische Epen vorträgt. Oder eben auch nicht, wenn man etwas oft genug vorträgt, fallen Widersprüche stärker auf, zumal der Ereignishorizont mit archaischen Heldentaten und streitenden Göttern schon für die Lebenszeit von Xenophanes längst vergangen wirkt. Xenophanes glaubt aber auch nicht an Elemente oder Zahlen als

Urprinzipien und meint stattdessen, es ist „nur ein Gott ... , unter Göttern und Menschen der Größte, nicht an Gestalt den Sterblichen ähnlich, nicht an Einsicht“ (Die Fragmente, Fr 23). Die Widersprüche der vielen Götter mit menschlichen Eigenschaften müssen für ihn zusammenlaufen in einem Prinzip ohne Widerspruch. Widerspruchsfreiheit ist allerdings nur ein Prinzip im frühen griechischen Denken, ein anderes ist die Dialektik, die unauflösbare Herrschaft der Gegensätze, und dafür steht vor allem Heraklit. Heraklit meint deshalb über Xenophanes, dass er zwar vieles gesehen habe beim Umherziehen, dass das Kennenlernen so vieler Dinge ihn aber nicht gerade das Verstehen gelehrt hat. Wie auch immer, die Nachwirkung von Xenophanes ist groß, denn das Projektionsargument gegen Vielgötterei wird von späteren Philosophen nicht nur übernommen, sondern in seiner Struktur auch auf die Vorstellung des einen Gottes angewendet.

Mit Heraklit (ca. 520–460 v. Chr.) geht es geografisch wieder zurück nach Kleinasien. Er lebte in Ephesos, einer der ältesten Gründungen am ionischen Meer, die zudem einen bedeutenden Artemistempel beherbergte, sie war eine Kult-, Hafen- und Handelsstadt. Auch über ihn ist die Quellenlage dürftig, die Kenntnis haben in erster Linie Platon und Aristoteles vermittelt. Vermutlich war er Aristokrat, und vermutlich lehnte er die Demokratie streng ab.

Heraklit stimmt in die Zeitkritik gegen Homer, Hesiod, Pythagoras und deren Vielwisserei ein. Ihnen wird unterstellt, dass sie die Götter nicht in ihrem Sein kennen, man könnte auch sagen, dass die Götter bei ihnen zu sehr vermenschlicht sind. Er grenzt das Wissen von bloßer Meinung ab, die nichts genau weiß, sondern nur mal Dieses und mal Jenes vermuten kann. Der Philosoph besitzt nach Heraklit dagegen den Logos, was hier vielleicht mit Einsicht in die Zusammenhänge zu übersetzen wäre. Weil er den Logos besitzt, kann er die Wirklichkeit besser erfassen. Die ganze Natur befindet sich demnach in einem Zustand ständiger Widersprüchlichkeit und Gegensätzlichkeit: „Der Krieg ist aller Dinge Vater“ (Fragmente, Fr B53). Krieg kann man wörtlich verstehen als technischen Innovationstreiber, man kann ihn aber auch metaphorisch begreifen als ein Gegensatzprinzip in der Welt, das die Dinge antreibt. Heraklit ist damit Erfinder der „Dialektik“, nun sind es die Gegensätze, die aus sich heraus die Wirklichkeit entstehen lassen und formen. Die Einheit von Allem manifestiert sich als die ständige Verwandlung der Dinge aus ihren Gegensätzen heraus. „Alles ist im Fluß“ (Fragmente, Fr 65 A3) kann es schlicht heißen, weil alles in dauernden gegensätzlichen Bewegungen ist. Das ist ganz diesseitig gemeint, es gibt eine Einheit in den Dingen, und die ist nicht außerweltlich, sondern der Welt immanent. Die Gegensätzlichkeit wird hier elementar gedacht, das Eine entsteht nicht aus dem Anderen durch einen Verwandlungsprozess oder einen Übergang, sondern der Tod des Einen ist die Geburt des Anderen. Es gibt auch bei Heraklit etwas zusätzlich Bindendes, das alles zusammen hält, ein Universalelement. Bei Thales ist es

das Wasser, bei Heraklit das Feuer. Die Welt ist ein Feuer, das immer wieder aufglimmt und verlöscht, und das in einem ewigen Kreislauf. So kann Heraklit auch sagen: „Eins ist alles“ (Fragmente, Fr B50). Entstehen und Vergehen, Leben und Sterben sind ewige Prinzipien, im Kosmos herrscht das verzehrende Prinzip des Feuers. Aus den Logoi des Pythagoras, den Verhältnissen von Zahlen, wird ein Logos, der alles durchdringt. Das ist deutlich nüchterner und schon nicht mehr musisch gemeint.

Auf der anderen Seite der griechischen Kolonien, an der italienischen Küste, lebte und lehrte Parmenides (ca. 520–460 v. Chr.) fast zeitgleich in Elea. Parmenides hatte eine vornehme Herkunft, er wurde ausgebildet als Dichter, sein Lehrer war möglicherweise sogar Xenophanes selbst. Laut Platon soll er auch einmal mit dem jungen Sokrates diskutiert haben.

Wie Heraklit geht es auch Parmenides um die Abgrenzung von Meinung und Wahrheit sowie um die Suche nach etwas Beständigem. Trotz der zeitlichen Koinzidenz haben sich Parmenides und Heraklit wohl nicht gekannt. Sie haben auch nicht aufeinander Bezug genommen, obwohl sie wie die zwei gegensätzlichen Seiten des philosophischen Denkens jener Zeit erscheinen. Für Parmenides denkt die Meinung etwas Einzelnes in seiner Besonderheit als etwas wahrhaft Wirkliches, während es doch tatsächlich von einem Ganzen gehalten wird, in dem es überhaupt erst existieren kann. Einzelnes ist für Parmenides niemals isoliert für sich, auch nicht ein bloßer Gegensatz zu etwas Anderem. Was alles Einzelnes oder auch „Seiendes“ verbindet, ist ihr „Sein“. Alles, was ist, hat ein Sein, das ist ihr Verbindendes. Die Meinung denkt die Welt beispielsweise als Streit von Gegensätzen, die sich aber erst auf einem gemeinsamen Boden streiten können. Dieser Boden ist die Tatsache, dass sie existent sind. Die Meinung hält das Vergängliche für das Wirkliche, das Vergängliche ist aber bei genauerem Hinsehen eine Verbindung von Sein und Nichts. Und zwar, weil ein bestimmtes Einzelnes nicht ein anderes Einzelnes ist, also nicht nur ein Sein hat, sondern eben auch ein nicht Anderes ist, so gesehen auch ein Nichts in sich hat, das Teil seines Seins ist. „Nichts ist nicht“ (Fr 6, in: Vom Wesen des Seienden) meint Parmenides, deshalb hat das Sein einen höheren Status als das Nichts. Parmenides schließt, dass Seiendes nicht die Wirklichkeit selbst sein kann, sondern bloßer Schein ist. Nur das Sein ist. Sein ist die ungespaltene Einheit, die Unbewegtheit und die Unendlichkeit, das Fundament von Allem. Die Beschreibung des Seins als Kategorie von allem Seienden ist abstrakter als eines der vier Elemente Feuer, Erde, Wasser und Luft oder als der Versuch, alle gemeinsam zu einem Urgrund zu machen. Parmenides wendet sich entschieden von der wechsellvollen Welt weg, er kehrt der vergänglichen Wirklichkeit den Rücken und lehrt ein abstrakt Ewiges als die Wahrheit. Kein Wunder also, dass Platon ihn aufgreifen und befruchten wird mit Heraklits Dialektik. Für Platon sind die Ideen später ein ewiges Sein und die Welt ein vergängliches Ge-

schehen. So wie Platon leichtfüßig Parmenides und Heraklit kombiniert, wird die christliche Philosophie anschließend Xenophanes mit Euripides und Platon kombinieren, bevor ihr der wieder entdeckte Aristoteles in der mittelalterlichen Scholastik dann gedankliche Probleme machen wird. Die Vorsokratiker lösen nicht nur in der Antike eine starke Wirkungsgeschichte aus. Heraklit wird beispielsweise bei der Dialektik von Hegel im 19. Jh. wieder auftauchen, und Nietzsche glorifiziert sie insgesamt gegen Platon als Vertreter einer tiefgründigeren Weltansicht.

Die letzte vorsokratische Station sind die Sophisten (5. und 4. Jh. v. Chr.). Sie waren Zeitgenossen des Sokrates und wurden vor allem durch Platons Dialoge bekannt. Ansonsten sind auch von ihnen nur Fragmente und Kurztexte hinterlassen. In Athen war die Adelherrschaft bereits durch die Demokratie abgelöst, die Rhetorik gewann an Bedeutung, denn Überredung und Überzeugung im öffentlichen Raum bestimmten über politischen Erfolg oder Misserfolg und damit über Einfluss. Das war die gesellschaftliche Basis für ein glänzendes Geschäft. Ausgebildete Sachkundige – die Sophisten – dominierten in Athen den Rhetorikmarkt. Sie boten ihre Lehre gegen Geld an und waren ökonomisch sowie didaktisch wohl gleichermaßen geschickt. Sophisten hatten keine festen Schüler, weil sie keine Schule brauchten und keine strenge Lehre begründeten, schon gar keine, die auf Wahrheit oder Prinzipien aufbaut. Sie waren eher rhetorische Wanderlehrer.

Die Philosophie erobert mit den Sophisten endgültig das urgriechische Festland. Sie tragen in Athen zu einer diskursiven undogmatischen Auseinandersetzung bei und hinterfragen frech, was bis dahin als unhinterfragbar galt. Sophisten sind in den Augen der strengen Wahrheitsvertreter wie Sokrates nur argwöhnisch zu betrachten. Sie sind Agnostiker, Relativisten und Religionskritiker. Ihre Klientel ist aber auch für Sokrates nicht uninteressant, denn er zielt auf die gleiche ab und meint polemisch, dass Sophisten im Gegensatz zu ihm die adlige Jugend verderben würden. Ein Vorwurf, der ihm später dann schließlich selbst gemacht wird. Sophisten unterrichten Schüler, die an Macht und Ansehen interessiert sind, in Rhetorik, d. h. in der besseren Argumentation. Dabei gehen sie tatsächlich sophistisch vor, sie sind spitzfindig, aber dabei nicht ungenau. Die Naturgesetze mögen fest sein, sagen die Sophisten, die Landesgesetze sind es aber nicht und können also von den Schülern auch verändert werden. Denn nur „der Mensch (ist) das Maß aller Dinge, der Seienden, daß sie sind, der Nichtseienden, daß sie nicht sind“ (nach Platon, Theaitetos, 152a), wie Protagoras meint. Wahrheit kann sich mit dem Standpunkt des Menschen verändern, es gibt infolgedessen nicht die zeitlose Wahrheit, sondern es existieren nur situationsgebundene Wahrheiten. Das bedeutet einen Vorrang der Meinung und des Wandels vor der starren Wahrheit. Daraus folgt eine ziemlich pragmatische Erkenntnistheorie, zu der unter anderen Voraussetzungen auch Kant kommen wird: Wie die Dinge uns erscheinen, so sind sie auch für uns. Von Dingen, wie sie unabhängig von ihrer Erscheinungs-

weise sein mögen, lässt sich dagegen nicht sinnvoll reden. Es gibt keine wahre Wirklichkeit hinter den Dingen, die wir erkennen könnten. Das mag eine Enttäuschung sein, und das mag auf den ersten Blick auch einen Weg zur Beliebigkeit ebnen. Tatsächlich macht diese Tendenz zur Relativierung von Wahrheit und Werten aber auch einen Vorteil aus, sie begrenzt das Wissen nämlich auf ein Maß, das nicht zu überschreiten ist, und sie eröffnet Argumentationsräume im Rechtsverständnis. Sophisten sind undogmatische griechische Aufklärer. Gesetze, ja insgesamt das Recht sehen sie als ein Menschenwerk an. Es ist kein Ausdruck einer naturhaft göttlichen Ordnung und kann deshalb auch keinen theoretischen Bezug darauf nehmen. Der Mensch und die Welt, in der er lebt, bleibt das Maß. Dass Sophisten gegen die Todesstrafe argumentieren und ihr großer philosophischer Widersacher Sokrates in Athen dann zum Tod verurteilt wird und das Urteil akzeptiert statt zu fliehen, zeigt, wie ernst diese Debatten geführt wurden.

Sokrates – Fragwürdigkeit des Scheinwissens

Wenn Sophisten die letzte vorsokratische Richtung ausmachen, müsste nun Sokrates (469–399 v. Chr.) kommen mit einer sokratischen Philosophie. Aber der Steinmetz aus Athen hat nichts geschrieben, er hat diskutiert, war trinkfest und ist durch die Straßen gezogen wie die Sophisten. Ohne Platons Dialoge, die ihm ein Denkmal setzen, wüssten wir nicht viel von ihm, nur das, was sein Schüler Xenophon berichtete, ein Politiker und Historiker.

Philosophie ist für Sokrates angewandte Lebenskunst, er hat kein System hinterlassen, noch nicht einmal Fragmente, sondern er entwickelt die Gedanken während des Gesprächs, die mit ihm verschwinden. Er will nicht belehren, wohl aber erziehen. Auch das verbindet ihn mit den Sophisten. Platon meint, Sokrates wolle zum Guten führen. Wie genau das Denkmal ist, bleibt aber ungewiss. Platon stilisiert Sokrates jedenfalls zum hartnäckigsten Gegenspieler der Sophisten, die meinen etwas zu wissen, während Sokrates einfach weiß, dass das kein richtiges Wissen ist. In die philosophische Tradition hat sich am stärksten die Sokratische Fragetechnik eingeschrieben, eine spezielle Methode des Dauerfragens. Behauptungen werden im Gespräch so lange hinterfragt, bis der Behauptende eingestehen muss, dass seine Behauptungen so sicher nicht sind. Man könnte dies als Konsequenzanalyse beschreiben, „dann müsste wohl“ ist die Standardbrücke, die zu einer weiteren Frage führt und unausgesprochene Voraussetzungen der Meinungen offenbaren. Aber Sokrates hat nicht nur gefragt, er hat auch eigene Antworten gegeben. Sokrates führt sein Gegenüber im Gespräch in eine dialogische Zwickmühle, er drängt ihn immer weiter bis hin zu einer metaphysischen Antwort, die er schließlich selbst gibt. Mit dem sokratischen Zweifel geht so gesehen doch eine